

Eine Seele [Fortsetzung]

Autor(en): **Waldstetter, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 17

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637617>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 17 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 28. April 1923

— Lerchengesang. —

Von Ernst Moriz Arndt.

Haft du noch einen Ton, du altes Herz, Was hoch empor schlug, hallet tief zurück, Empor, du Lerche, zur gestirnten Höh!
So spann ihn auf und laß es klingen, Es hallt in deinem Busen wider, Was flatterst du im Erdgewimmel?
Laß deine Liebe, deinen Schmerz, Es weiß kein Lied von Erdenglück, Dort klingt ein Echo für dein Weh:
Ihr volles Leid den Sternen singen. Von Engelwonnen singt es Lieder. Du bist vom Himmel, suche Himmel!

— Eine Seele. —

Roman von Ruth Waldstetter.

17

Das junge Mädchen verfolgte noch immer mit seinem Blick den Neueingetretenen, dessen kühl gesellschaftliche Art augenblicklich wie eine Maste sein Gefühl verbarg.

Jetzt aber wurde ihre Aufmerksamkeit auf Stephan gelenkt, welcher mit einem boshaften Lächeln erwiderte, während über seine Stirnhaut ein nervöses Zucken ging: „Sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Professor, daß Sie sich hieher bemüht haben; indessen Eindrücke bleiben Eindrücke.“

„Wie Sie wollen!“ sagte der andere achselzuckend mit einem skeptischen Lächeln. „Wenn Sie nicht zu heilen sind —“

Die Ueberlegenheit, die Faber in seinem Tone fühlen ließ, schien Stephan aufs äußerste und gegen jedermann zu reizen, und er beendete mit erhobener Stimme seinen Satz, indem er sagte: „Am so mehr als Sie hier bereits wieder vor Zuhörern davon anfangen, und dazu noch vor weiblichen!“

Diese letzten Worte steigerten die schon gespannte Stimmung plötzlich zu wahrer Peinlichkeit. Faber blickte sich nach Charlotte um, und diese war unwillkürlich aufgestanden und sah Stephan schmerzlich zürnend an, während nur Fabers Gegenwart sie augenscheinlich am Sprechen hinderte.

Stephan aber, der sich offenbar in einem Zustand krankhafter Erregung befand, schien sich an seiner Fähigkeit zu beleidigen, förmlich aufzureizen, und er sagte in unnatürlich jovialem und fast fröhlichem Ton: „Aber ich vergaß ja ganz, daß Sie sowieso eingeweiht sind. In Ihrem Kreise,“ er machte eine Handbewegung, die Faber und Charlotte umfaßte, „ist ja die Geschichte längst bekant und meine Entlassung auch, wahrscheinlich eh ich selber davon wußte.“ Er nahm jetzt das noch aufgeschlagene Buch,

das er Charlotten vorgewiesen hatte, wieder zur Hand und deutete mit einem mokanten Lächeln auf den Namenszug, indem er sie stark fixierte. Charlotte hatte alle diese Worte und Vorgänge offensichtlich mit zunehmender Empfindlichkeit gehört und beobachtet. Sie schien aber gewaltsam an sich zu halten und sprach in einer leidlich ungezwungenen Art, als sie fragte: „Sie glauben also noch immer, daß dieser fremde Name irgend eine rätselhafte Bedeutung für mich hat?“

„Ach mein Gott,“ sagte Stephan wieder in seinem unnatürlichen Tone und fast lachend: „So eine kleine, ganz kleine Verstellung, um mich in meiner vertrauensseligen Gutmütigkeit nicht zu beleidigen! Warum denn nicht?“

Charlotte wollte antworten, aber Stephan stand auf, drängte jetzt mit seiner Gestalt den Professor gegen die Tür und sagte laut, indem er Charlotte mit seinen Worten überschrie: „Aber ich bitte Sie, sprechen wir doch nicht davon! Nein, nein, Sie haben natürlich von dem ganzen blöden Klatsch nichts gewußt. Und glauben Sie denn, mir sei es unangenehm, aus diesem Nest wegzuziehen? Aber nicht im geringsten! Im Gegenteil! — Jetzt bitte ich nur um ein wenig Ruhe.“

Er öffnete selbst die Tür. Charlotte wandte sich auf der Schwelle noch einmal um und sagte leise und mit leicht verzerrten Lippen zu Stephan: „Ich sehe Sie noch, ehe ich wegfahre.“

Als sie mit Faber an der Treppe angekommen war, sagte sie, indem sie sich stillstehend auf das Geländer stützte und ihn groß ansah: „Ich habe gar keine Ahnung, was vorgegangen ist.“

„Es handelt sich auch nur um die krankhaften Einbildungen eines hochgradig nervösen Menschen,“ sagte Faber kalt und abweisend.

Charlotte antwortete nicht.

„Herr Schirmer ist eine Natur, die aus dem Gefühl einer gewissen Schwäche ein ewiges Mißtrauen schöpft, das ganz abnorme Formen annimmt. Es ist schade, daß er nicht seine Bühnenlaufbahn weiter verfolgt hat, denn er kann eigentlich nur in Rollen leben.“

Charlotte hatte nur die ersten Worte gehört. „Schirmer? Aber das ist ja der Name, den er mir in dem Buche zeigte?“

„Nun ja, das ist sein eigentlicher Name,“ antwortete Faber leicht hin. „Stephan ist ein Vorname von ihm. Er hatte mal als Schauspieler eine kleine Standalgeschichte, die ihn übrigens gar nicht kompromittiert, nur waren einige Einzelheiten dabei, die dann mächtig herumgesprochen wurden. Es ist mir alles erst wieder eingefallen, seitdem ich sein Gesicht hie und da sehe. Er war ein hübscher, junger Kerl, der sehr dreist und höchst gedankenlos einem mächtigen Rivalen, seinem eigenen Vorgesetzten, Konkurrenz machte. Er hat dann eines Tages auf offener Bühne eine Ohrfeige des feindlichen Liebhabers erwischt und glaubte sich daraufhin verpflichtet, diesem ein Duell anzutragen, was natürlich nicht angenommen wurde und womit er sich bloß zur komischen Figur machte. Er war der Geprellte, der seine Stelle und die Dame dazu verlor und obendrein den Spott einzusteden hatte. Denn da der andere ein bekannter Theaterdirektor war und die Frau, um die es sich handelte, eine ebenfalls bekannte Schauspielerin, so hat sich der Klatsch herumgesprochen. In seiner Phantasie muß sich die Sache offenbar so ins Große verzerrt haben, daß er sich genötigt glaubte, seinen Namen zu wechseln, um als Lehrer auftreten zu können. Das befriedigte seinen Hang zur Romantik. Nun bringt er seine Entlassung aus der Musikschule mit meinem Wissen um diese alte Geschichte in Zusammenhang. Er glaubte wohl selber nicht recht an seine Vermutung; aber sie entspricht offenbar seinem Bedürfnis, immer Held eines Dramas zu sein, auch bei dem simpelsten Mißgeschick. Uebrigens an sich ein ganz einfacher, netter Mensch,“ schloß der Professor kühl.

In Charlotte erweckten seine Worte und die abschätzige Art, in welcher er sie sagte, einen Wirrwarr von Empfindungen, über die sie sich in diesem Augenblick nicht klar werden konnte. Als er sich an der nächsten Ecke verabschiedete, sah sie wieder in seinem Blick jenes Unergründliche, ein Gemisch von Schmerz und von der Härte, mit welcher Männer in Momenten tiefer Betroffenheit ihr Herz wappnen. Dieser Blick gab ihr die Gewißheit, daß ihre angstvolle Ahnung berechtigt war.

Aber erst des Nachts in völliger Einsamkeit und Stille war es ihr möglich, sich über die Vorgänge des Tages einigermaßen klar zu werden und zu versuchen, sich ihren Sinn zu deuten und die eigene angstvolle und gequälte Stimmung zu erklären. Was Faber über Stephan gesagt hatte, schien ihr wahr und berechtigt, aber völlig war Stephans höchst seltsame Laune dadurch nicht begründet und vor allem nicht der Zorn, den er plötzlich gegen sie selber

gezeigt und die selbstquälerische Art, in der er sich vor ihnen beiden weggeworfen hatte. Nur Leidenschaft konnte ihn so weit gebracht haben; doch sie fühlte wohl, daß in dem Antagonismus der beiden Männer von Stephans Seite aus mehr gekränkte Eitelkeit und der Haß gegen ein überlegenes Prinzip mächtig war, als gewöhnliche Eifersucht. Im tiefsten Innern war sie bereits überzeugt, daß seine Neigung gar nicht die Kraft zur Eifersucht hatte. Wie aber mußte er sich jetzt quälen und denjenigen zürnen, vor denen er sich so ganz ohne äußerliche Ursache in seiner leidenschaftlichen Eitelkeit und einem offenbaren Gefühl der inneren Schwäche hatte gehen lassen.

Während Charlotte dies alles bedachte, kämpften in ihr die verschiedensten Gefühle, von denen bald dieses, bald jenes sie beherrschte. Einmal war es jene Empfindung, die sie schon oft über Stephans Unzulänglichkeiten hinweggebracht hatte, das Mitleid, das in ihr Meister werden wollte. Aber auch dieses konnte den Schmerz nicht heilen, den sie wehrlos in sich wirken fühlte und den jedes von Stephans Worten, sobald sie sich daran erinnerte, neu in ihr aufwühlte. Wenn sie verzeihen wollte, so mußte sie jenes stille, würdige Ertragen auf sich nehmen, wie es liebende Frauen als Opfer bringen. Aber eine innerste Gewißheit, daß dieses Opfer verschwendet wäre, ließ sie sich von dem neu erprobten Weg ins Leben mit erbittertem Widerwillen, enttäuscht und tiefverwundet abwenden. Und es regte sich sogar etwas wie ein böses Gewissen in ihr, ja, sie hätte sich verspotten und verhöhnen mögen, daß sie von Anfang an in dem Schwachen die Schwäche geliebt hatte, vielleicht um in sich die geheimnisvolle Inbrunst des Mitleids zu erfahren und in dieser feinsten Form des Besitzergreifens sich selbst zu bekräftigen. Das unglückliche Zusammentreffen mit Faber erschien ihr wie eine Strafe dafür. Und wieder sah sie seinen Blick vor sich und mußte ihn zu ergründen suchen. Er beleuchtete jetzt rückwirkend frühere Zusammentünfte, frühere Gespräche, er gab Worten und Mienen, die ihr Gedächtnis festgehalten hatte, eine tiefere Bedeutung, und aus all diesen Erinnerungen stieg ihr eine einzige herzbewegende, aber jetzt nur mehr unnütze Frage auf. Und endlich sprach allein noch der Schmerz in ihr, eine Ahnung, als hätte sie an diesem Tag zwei Freunde verloren, und den einen, Faber, unwiederbringlich.

Um diese Zeit hatten die Vorgänge des Abends noch an einem andern Orte ein Nachspiel. Im „oberen Saal“ des Hotels zur „Krone“ saßen nach dem Abendbrot eine Anzahl Stammgäste beisammen. Die „Krone“ war eines der ältesten Gasthäuser der Stadt und wurde von einer kleinen Anzahl Herren aus der Gesellschaft regelmäßig besucht, die ein gemütliches, altväterisches und in seiner Raumbeschränktheit gewissermaßen aristokratisches Lokal den neuen Allerweltscafés vorzogen. Den Saal teilte eine halbhohe Wand, die unten aus Holz und in Kopfhöhe aus Glas bestand, in zwei Hälften; in der größeren waren zwei Billards aufgestellt, in der kleineren mehrere Spiel- und Schachische. Hier pflegte Röhr am Freitag mit Stephan seine Partie zu spielen, die einzige Zerstreuung, die er sich erlaubte; dazu trank er einen Kaffee und rauchte eine Zigarre, nie mehr und nie weniger.



Frühling am Vierwaldstättersee.

Stephan spielte an diesem Abend auffallend schlecht und leerte dazu ein Glas Wein nach dem andern. Den Doktor brachte das Benehmen seines Partners nach und nach gänzlich aus der Laune, und er fing an, es ihm vom Standpunkt des Schachspielers wie des Nervenarztes ernstlich vorzuhalten. Stephan aber setzte allem eine mokante Gleichgültigkeit entgegen, schien an etwas anderes zu denken und sagte einfach: „Spielen Sie nur, spielen Sie nur, ich vergnüge mich auf meine Weise.“ Als Röhr unter diesen Umständen die Sitzung frühzeitig und ärgerlich abbrach, bestellte sich Stephan eine neue Flasche und blieb. Es waren nur noch wenige Menschen da, zwei Herren diesseits der Holzwand, die nur selten einmal hieherkamen, und jenseits ein Billardspieler, den man zwischen minutenlangen Zielpausen seine Stöße ausführen hörte. Als Röhr gegangen war, sah Stephan ein paar Sekunden lang durch die Glascheibe dem Billardspieler zu. Später geriet er mit den beiden Herren diesseits der Wand in eine Unterhaltung; denn er war bereits in einem Zustand, in dem man mit Leichtigkeit Bekanntschaften anknüpft. Man sprach von der Stadt, von ihren Vorzügen und Nachteilen, und Stephan äußerte, daß er vorhabe, sie bald zu verlassen. Er war höchst gesprächig und lachte häufig in einer selbstgefälligen und jovialen Weise. Er sagte, daß er durchaus nicht bedaure, aus diesem Bürgerneß wegzukommen; allerdings — „die Frauen sind hier schön, sogar sehr schön!“ schloß er.

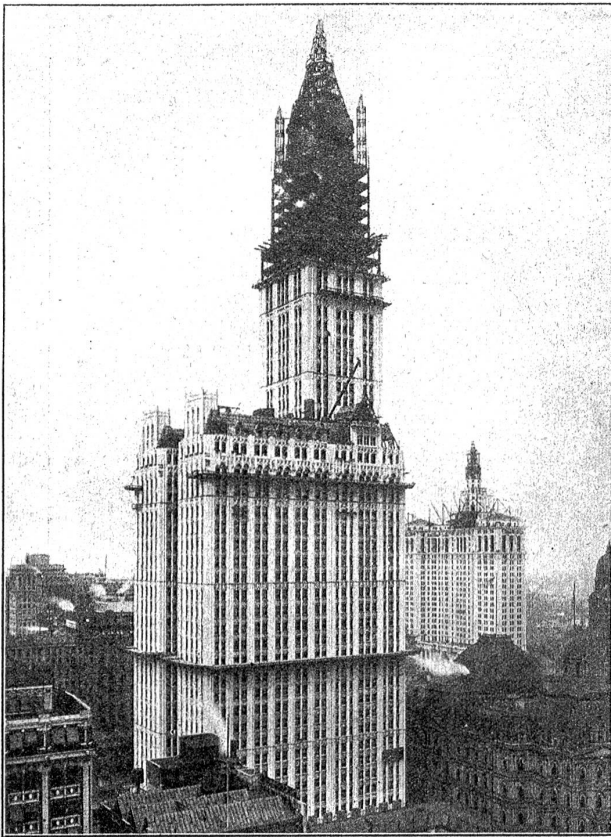
Einer der Herren, der ebenfalls nicht vom Orte zu sein schien, wandte ein, daß sie aber bieder und langweilig wären. Stephan rückte jetzt etwas näher auf die beiden zu und sagte: „Hören Sie, ich habe immer die Beobachtung gemacht, daß nichts über Kleinstadt- oder Mittelstadterlebnisse geht. Wissen Sie, „unerlöste Provinzen,“ viel Seh-

sucht, viel Naivität, immerhin — es darf auf dieser Welt nichts von Dauer sein.“ Er deutete jetzt auf Röhrs leeren Stuhl und sagte: „Hat eine wunderschöne Frau, eine höchst pikante Schwägerin, aber unerlöst, unerlöst.“ Seine Stimme sang jetzt wieder, und er fuhr fort, während er die „r“ begeistert rollte und den Ton erhob: „Überall verhaltene Wünsche, verstehen Sie, verhaltene! Blut, das zum Leben drängt, Gegensätze! Widerstand der Natur gegen den furchtbaren, einschnürenden Zwang, erst Verstellung, Ablenkung auf andere Gründe, und dann plötzlich, da, da ist es, und dann kein Halten mehr, eine solche Hergabe, wissen Sie, eine Schrankenlosigkeit —“

In diesem Augenblick geschah etwas Unerwartetes. Aus dem Billardraum kam ein kleiner, strammer Herr mit heftigen Schritten hereingelaufen und geradewegs auf Stephans Tisch zu. Sein Gesicht war totenblau, als ob ihm im nächsten Moment übel werden könnte. Er hatte noch kaum die Hälfte des Raumes durchschritten, als er plötzlich wie erschrocken anhielt, das Taschentuch vors Gesicht preßte, das sich auch schon mit roten Flecken färbte, und sich dann eiligst durch die Ausgangstür entfernte.

Stephan fand zuerst Worte. Er lachte laut heraus und rief: „Was ist denn das für ein kleiner Nasenbluter, für ein drolliges Kerlchen?“ Und er sah fröhlich und triumphierend um sich, als ob ihm dieser Zwischenfall eine ganz ungewöhnliche Freude machte.

„Ist das nicht ein hiesiger — Rechtsanwalt oder Professor?“ fragte einer der Herren. Die Kellnerin kam jetzt herbei und sagte wichtig: „Das ist Herr Professor Faber von der Universität; er spielt öfters Billard hier, aber komisch, immer allein. Er hatte eben bis vorhin noch gespielt. Wahrscheinlich hat er gespürt, daß er Nasenbluten



Am 15. Juli 1912 war das Eisengerippe des Woolworth-Buildings fertig; auch der Ausbau ging seinem Ende entgegen.

bekam und lief darum so schnell herein. Er war ja schon ganz bleich, wie er um die Ecke bog. Ich dachte gleich: „Gott, was ist denn dem Professor heute Abend?“

„Ja, sehen Sie, Käthe, das kommt vom unregelmäßigen Leben,“ rief Stephan, noch immer sehr aufgeräumt. „Vor solchen Männern hüten Sie sich! Auf die ist kein Verlaß!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Woolworth-Building in New-York, das höchste Haus der Welt.

(Schluß.)

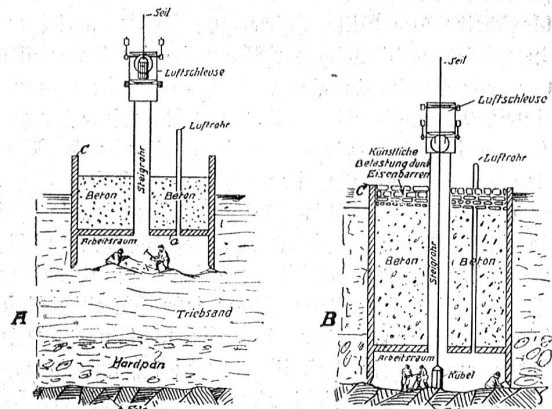
Das ungeheure Gewicht der Baumasse, der gewaltige Winddruck, dem in New-York die hohen Bauten ausgesetzt sind, aber auch die besonderen Bodenverhältnisse der Insel Manhattan bedingten es, daß die Fundamentierung des Woolworth-Building eine außerordentlich schwierige und zeitraubende Arbeit war. Der Untergrund des Bauplatzes ist bis in große Tiefe hinab Sand, sogenannter Fließsand, der sehr wahrscheinlich vom Hudson angeschwemmt worden ist. Darauf folgt in der Tiefe eine Schicht von Sand, Kies und Ton mit eingeschlossenen Steinen, und erst hernach steht gewachsener Fels an und zwar ungefähr in der Tiefe von 40 Meter. Nun wäre Sand an und für sich eine gute Fundament-Unterlage. In New-York jedoch, wo so viel im Untergrund gewählt wird (Untergrundbahnen — Kanäle), wäre es zu riskiert, einen Wolkenkratzer auf die Sandschicht zu fundieren. Der Sand ist bekanntlich ein bewegliches Element und weicht dem Druck seitlich aus, wo dazu die Möglichkeit besteht. Der Woolworth-Bau mußte mit diesem Umstande rechnen, und sein Fundament wurde darum auf den festen Felsen gestellt. Nun bietet aber das Fundamentgraben auf solche Tiefe hinab und mitten in einem

verkehrsreichen Stadtteil große Schwierigkeiten. Man kann nicht sämtliche Erde aus der Tiefe herausholen, um dann die Fundamentmauern von unten herauf zu bauen. Man behilft sich hier mit einem ähnlichen Verfahren, wie man es bei Unterwasserbauten einschlägt. Zuerst hebt man den ganzen Baugrund bis auf 10 Meter Tiefe aus. Von hier aus treibt man Löcher bis zum Felsgrunde vor, und zwar bedient man sich dazu einer Art Taucherglocke, bestehend aus einem zylinderförmigen Eisenkasten, der in dem Maße oben verlängert und mit Zement gefüllt wird, als er vermöge seines Gewichts in den Schacht in der Sand- und Geröllschicht hinabsinkt. Der untere Rand des Kastens ist nämlich nach Art der Tauchertürme zu einem Raum ausgestaltet, den zwei Arbeiter zum Ausheben des Untergrundes benutzen können. Den Raum erreichen sie durch ein Steigrohr, das mitten durch die Betonsäule hinabführt und das auch zum Materialtransporte dient. Das Steigrohr muß oben durch eine Luftschleuse abgeschlossen werden, da die Arbeitskammer mit Brekluft gefüllt ist, die dem Sanddruck von der Seite und von unten her das Gleichgewicht zu halten hat. (Man vergleiche die Abb. auf S. 206 unten.) Wenn der Felsgrund erreicht ist, werden auch die Arbeitskammer und das Steigrohr mit Zement gefüllt und die auf dem Felsen stehende Fundamentsäule ist fertig.

Beim Woolworth-Bau wurden auf diese Weise 60 2,6 bis 5,6 Meter dicke Säulen gegründet. Auf ihnen ruht also das ganze Gewicht des Riesenhauses.

Nach Beendigung der Pfeilergründung wurde in der fabelhaft kurzen Zeit von 7 Monaten das Eisengerüst des Baues aufmontiert. Die Bauzeit des ganzen fertigen Wolkenkratzers betrug knapp anderthalb Jahre. Dieses Rekordresultat konnte nur dank einer bis ins Kleinste gehenden, peinlich genauen Organisation erreicht werden. Die einzelnen Glieder der Eisenkonstruktion waren in den Fabriken so genau vorgearbeitet, daß sie unbedingt paßten. Das Baumaterial wurde des Nachts in der genau für die Tagesbauleistung berechneten Menge hergeführt und mittelst gewaltiger Baumaschinen an den Ort der Verwendung befördert.

Der Bau der großen New-Yorker Wolkenkratzer hat eine ganz neue Klasse von Arbeitern herangebildet, die man in New-York „Sky Workers“ nennt. Es sind unerschrockene Gesellen, die weder Furcht noch Schwindel kennen. Sie müssen Nerven haben wie von Stahl und im höchsten Maße zuverlässig und tüchtig sein. Je höher das Stahlgerüst wächst, umso gefährlicher wird ihre Arbeit. Ein einziger unachtsamer Augenblick kann den Tod von Dutzenden bedeuten. Als das Gebäude der Metropolitan-Lebensversicherungsgesellschaft errichtet wurde, fiel ein kaum zwei Kilogramm schwerer Bolzen vom Dach herunter, traf das Dach eines Straßenbahnwagens und schlug es glatt durch.



Schematische Darstellung einer Pfeilergründung nach dem Luftdruckverfahren.
A: Beginn der Arbeit; der Eisenschacht sinkt nach Maßgabe der Ausgrabung in die Tiefe.
B: Der Felsgrund ist erreicht. Nachdem der Arbeitsraum und das Steigrohr mit Zement gefüllt sind, ist die Fundamentsäule fertig.